

doch das eine oder andere Fragezeichen setzen müssen. Erschließungstechniken zu üben ist immer sinnvoll, auch etwa, anhand der Subjekte und der Prädikate der Hauptsätze zunächst einen Überblick über den Inhalt zu gewinnen – nur ist das Kapitel 1,4, bei dem das gefordert wird, hierfür denkbar ungeeignet. In 1,11 gibt es vier Spalten mit den Überschriften „Subjekt“, „Akk.-Objekt“, „Präp.-Ausdruck“, „Prädikat“. Dass der Herausgeber dies selbst zu kompliziert fand, zeigt, dass er die Tabelle zu einem erheblichen Teil bereits selbst ausfüllte. Der Leser beobachte selbst: die Satzteile, die die Personen- und Völkernamen, dazu Caesar einnehmen, und die Hauptsatzprädikate malen überdeutlich, wie Caesar geradezu gezwungen wurde einzugreifen. Das hätte doch genügt. Manche der Überschriften nehmen ferner die Pointe vorweg: Warum zu 1,4 „Der Tod des Orgetorix“, was doch die Überraschung am Schluss ist? Wozu „Caesar lässt sich zu Hilfe rufen“ zu 1,11, was doch Interpretationsergebnis sein soll? S. 41 ist gar eine gesamte Interpretation ausformuliert, die sogar noch folgende Kapitel (!) miteinbezieht. Dass Caesars Darstellung in 1,10 tendenziös ist, können die Schüler selbst herausfinden, indem sie einfach auf die Karte schauen. Und die Aktivität meiner Schüler war nie zu überbieten, wenn sie die Länge des Zuges der Helvetier berechnen sollten (vgl. z. B. auch TSCHIRKY, AU 5,5 (1961) 94-107). Hier werden einfach die Berechnungen Napoleons III. abgedruckt. Zu 1,12 schließlich lautet der erste Arbeitsauftrag, der Text solle in drei Abschnitte geteilt werden – er ist in drei Absätzen gedruckt. Zweitens sollen für jeden passende Überschriften gefunden werden – der nächste Auftrag spricht von „Kampfbericht“ und „nachfolgender Rechtfertigung“. Bingo!

So könnte zwar die Gesamtkonzeption der Ausgabe für eine interessante Lektüre sorgen, und die Monita im vorigen Absatz sollten nicht den Eindruck erwecken, als könnte sie nicht auch vielerlei Anregungen liefern. Aber im Einzelnen bedürfte sie dringend einer Überarbeitung. Dann sollten auch Dinge, die in einer 2. Auflage eigentlich nicht mehr erscheinen dürften, wie „*differet*“ für „*differret*“ (S. 8),

verbessert werden oder, dass die Schüler in 1,9 drei Präsensformen suchen sollen, wo es doch vier sind. Die eine oder andere sorglose Formulierung in der Einleitung könnte dann auch noch überarbeitet werden: dass man mit „*commentarii*“ vor Caesar „üblicherweise zu einem Schriftsteller“ ging und „sich vom Könner das eigentliche Werk schreiben“ ließ, ist doch überdeutlich eine Fiktion von Sulla und Cicero; und die Rolle von Optimaten und Popularen wird auch hier arg holzschnittartig beschrieben (vgl. auch oben Nitschkes Anmerkungen zu Metzgers Büchlein).

HANSJÖRG WÖLKE

Suerbaum, Werner: *Vergils „Aeneis“*. *Epos zwischen Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Reclam. 1999. 425 S., 18,00 DM (RUB 17618; ISBN 3-15-017618-2).

„*We do not live in Vergilian times*“. Diesem Statement THEODORE ZIOLKOWSKIS von 1993 zum Trotz unternimmt es der als einer der besten Vergilkenner Deutschlands ausgewiesene Münchener Professor für Klassische Philologie W. Suerbaum (S.) mit diesem Buch, dem antiken Autor eine breitere Leserschaft zu gewinnen. Sein Werk versteht sich entsprechend als „Hinführung zur Lektüre des Epos“ (S. 13).

Kapitel I stellt einen ausführlichen Kommentar zu den 3 Versen des Aeneisproöms dar.

Kapitel II bietet in einem ersten Teil ausführliche Inhaltsangaben sämtlicher Aeneisbücher, wobei am Anfang jeder Buchzusammenfassung die jeweilige Zahl der Halbverse und Interpolationen angegeben wird. Dabei ist sich S. der prinzipiellen Problematik von Inhaltsangaben bewusst¹. Zu Recht weist er auf die geänderte Wertigkeit von Inhaltsangaben hin: fungierten antike *argumenta* als Gedächtnisstützen für Schüler, die das Buch gelesen hatten, ersetzen in heutiger Zeit Inhaltsangaben in der Regel die Originallektüre.

Ein zweiter Abschnitt behandelt in meisterhafter Deutlichkeit die wesentlichen Informationen zur Überlieferung der Aeneis: vom vermutlich behutsam-konservativen Umgang des Erstherausgebers Varius mit dem Aeneismanuskript über die Standardausgabe des Probus im

1. Jh. n.Chr. (von der die sieben spätantiken Handschriften und die sog. ‚Sekundärüberlieferung‘ der Aeneiszitate bei antiken Schriftstellern abhängen) bis zu den über 1000 mittelalterlichen Vergilhandschriften.

Kapitel II geht aus von der spätantiken Theorie der *ordo temporum*, nach der Vergil mit seiner Schriftentrias *Bucolica*, *Georgica* und der *Aeneis* die Kulturstufen der Menschheitsentwicklung nachgezeichnet habe, und führt weiter bis zum bekannten mittelalterlichen Schema der sog. *rota Vergilii*, bevor S. die Erwartungshaltung des zeitgenössischen augusteischen Lesers aus dem Proöm der 6. Ekloge und dem Proöm von *Georgica* 3 herauspräpariert. Demnach musste dieser eine Caesareis erwarten, ein Octavianepos unter Berücksichtigung der trojanischen Vorfahren. Diese Konzeption hat Vergil zu einem Aeneasepos unter Berücksichtigung Octavians umgemodelt, was ihm im Unterschied zu einem rein panegyrischen Modell u. a. die Möglichkeit zu indirekter Distanzierung einräumte.

Für S. ist der Gegenstand der *Aeneis* die Transformation des Troja-Begriffs: an die Stelle der realen Stadt tritt ein ideeller Troja-Begriff, wie Kapitel IV näher ausführt. Dies erkläre auch die Existenz der Iliupersis im vergilischen Epos, musste der Untergang der alten Welt dem Leser doch sinnfällig vor Augen gestellt werden. S. hält die übliche Zweiteilung der *Aeneis* in eine odysseische und iliadische Hälfte für zu eindimensional: die *Aeneis* bilde eher die Gesamtstruktur der in Irrfahrten (1-12) und Aktionen des Odysseus auf Ithaka (13-24) geteilten Odyssee ab, wobei wichtige Elemente aus der *Ilias* hinzutreten. Auch macht S. wahrscheinlich, dass Naevius' Epos *Bellum Punicum* durch den Einbezug der sog. Archäologie (Geschichte der Aeneaden vom Verlassen Trojas bis zur Gründung Roms) und die daraus resultierende Etablierung zweier Zeitstufen die *Aeneis* konzeptionell weit mehr als das Epos des Ennius beeinflusst hat. Vergils Umgang mit der trojanischen Sagentradition sei vom Willen zur Konzentration geprägt. Des Weiteren stellt S. dar, wie Vergil das Problem löste, dass Aeneas als Orientale und Aggressor dennoch als Proto-Römer gelten konnte: erstens verkörpert

er römische Tugenden wie *virtus* und *pietas*, zweitens erscheint er durch die Konstruktion, dass der trojanische Stammvater Dardanus ursprünglich aus Italien stammt, als Heimkehrer (*redux*), nicht als Fremder.

Kapitel V untersucht die komplexe poetische Konstruktion der drei Hauptfiguren Aeneas, Dido und Turnus, um zu dem Ergebnis zu gelangen: „Die Kunst Vergils besteht darin, Anregungen von verschiedenen historischen oder literarischen Gestalten aufzunehmen und diese zu einer neuen Figur zu kombinieren.“ (S. 235) So ist z. B. Dido eine Synthese aus Apollonios Rhodios' Medea-Figur, Homers Frauengestalten der Kirke, Kalypso, Arete und Nausikaa (als Repräsentanten der Retardation des Helden auf seiner Mission) und der historischen Gestalt der Kleopatra. S. zeigt zudem auf, wie Vergil die bei Timaios und Pompeius Trogus fassbare historische Überlieferung der Didofigur als einer *univira* gegen den Strich bürstet, indem er sie zur Geliebten des Aeneas macht.

Kapitel VI thematisiert nach einer katalogartigen Aufzählung epischer Standardelemente exemplarisch den Götterapparat, Prophezeiungen, Reden und Gleichnisse.

Kapitel VII geht aus von der für die antike Poetologie selbstverständlichen Auffassung, dass sich hinter dem Oberflächensinn eines Textes tiefere Bedeutungsebenen verbergen, die es vom Rezipienten zu entschlüsseln gilt. Dabei weist S. auf das Phänomen hin, dass die *Aeneis* trotz ihrer immensen Vielschichtigkeit auch auf einer vordergründigen, naiven Verständnisebene lesbar ist, bevor er auf das Verstehensmodell der Typologie bzw. Präfiguration eingeht, also das von der Bibelexegese auf die Aeneisdeutung übertragene Schema vom Verhältnis zwischen Vorläufer (Aeneas) und Erfüller (Augustus). Schließlich diskutiert er die umstrittene Schlusszene der Tötung des Turnus durch Aeneas und stellt dabei die sich widerstreitenden Ansichten der angloamerikanischen und deutschen Forschung dar.

Kapitel VIII legt dar, dass die scheinbar reiche biographische Überlieferung zu Vergil letztendlich auf Suetons Vergil-Vita zurückgeht, die sich ihrerseits aus zwei dubiosen

Quellen speist, nämlich biographischen Interpretationen bestimmter Stellen aus Vergils Werk und Anekdoten antiker Philologen, die nach dem Modell der *traditio lampadis* eine Nachfolgerbeziehung Lukrez-Vergil z. B. durch eine angebliche Verwandtschaft beider miteinander stützen wollten.

Kapitel IX ist eine kommentierte Bibliographie, die eine vorzügliche Orientierungshilfe für angehende Vergilphilologen darstellt.

Vorliegendes Buch kann am ehesten als eine *summa philologiae* (Vergiliana) angesprochen werden, der man die jahrzehntelange Forschung und den olympischen Überblick des Autors über die Sekundärliteratur deutlich anmerkt. Auch wenn der mit der Materie Vertraute wenig Neues erfahren wird (was in einer Einführung ja auch nicht intendiert sein kann), ist dennoch beeindruckend und lehrreich, in welcher durchdachten und souveränen Weise S. die Überfülle an Material bewältigt. Zum Abschluss sei ein zugegebenermaßen pathetischer Vergleich gewagt: Wie Vergil Dante in der Unterwelt, so vermag S. dem an Vergil Interessierten sicheres Geleit durch das Dickicht der Deutungen und Forschungsliteratur zu geben, oder, in der prosaischeren Sprache der Zeitgenossen ausgedrückt: S. bietet damit einen *general link*, von dem aus jeder Sinnsurfer in Sachen Vergil künftig starten sollte.

- 1) Am konkreten Beispiel einer englischen Kurzfassung wird diese besonders augenfällig: Squall, Fall, Coasts / Dames, Games, Ghosts / Home, Rome, Spies / War, More, Dies.

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl

Frank M. Ausbüttel, Die Verwaltung des römischen Kaiserreiches. Von der Herrschaft des Augustus bis zum Niedergang des Weströmischen Reiches. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1998. IX, 222 S., 78,00 DM (Mitgliederpr. 58,00 DM; ISBN 3 5341 22 720).

Das Buch Ausbüttels füllt eine seit langem bestehende Lücke, indem es die Verwaltung des römischen Kaiserreiches darstellt und zu beurteilen versucht. Zunächst wird der Verwaltungsaufbau im Laufe der Jahrhunderte beleuchtet. Ausbüttel stellt dabei anschaulich

die Veränderungen und zunehmenden Spezialisierungen der verschiedenen Ämter dar. Gemäß dem Charakter des Buches, das sich als eine Einführung versteht, wäre es hilfreich gewesen, wenn die verschiedenen Ämter in Form einer Übersicht oder Tabelle nochmals zusammengefasst worden wären.

Anschließend werden die verschiedenen klassischen Bereiche der Verwaltung, Innere Sicherheit, Gerichtsbarkeit, Finanz-, Straßen-, Post- und Bauwesen, die Lebensmittelversorgung der Städte und das Alimentarwesen beschrieben. Innerhalb der Kapitel beginnt Ausbüttel in der Regel mit der augusteischen Zeit, um dann anhand von charakteristischen Einschnitten aufzuzeigen, wie sich die verschiedenen Kaiser bemüht haben, die Administration effizienter zu gestalten. Dabei wird deutlich, dass es den Herrschern nicht um die Verwirklichung von irgendwelchen weitergehenden Konzepten ging, sondern dass sie nur die Verwaltung aktuellen Bedürfnissen anpassen wollten. Zum Schluss des Werkes versucht Ausbüttel, die Ergebnisse der einzelnen Kapitel zusammenzufassen und zu beurteilen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Rom auch in der Kaiserzeit noch mit einem kleinen Beamtenapparat auskam, der vor allem Kontrollfunktionen über die weiterbestehenden lokalen Selbstverwaltungen ausübte. Aus verschiedenen Gründen zogen die verschiedenen Kaiser nach und nach Funktionen an sich oder sie wurden ihnen (z. B. von den relativ unsicher agierenden Statthaltern) förmlich aufgedrängt. Infolge der Konzentration von Aufgaben in der kaiserlichen Zentrale wurden nunmehr neue Ämter erforderlich; sie konnten im Bedarfsfalle aber auch jederzeit wieder abgeschafft werden. Interessant ist die Erkenntnis, dass die städtische und staatliche Verwaltungsstruktur trotz aller Differenzierungen eine hohe Kontinuität aufwies.

Unklar ist in dem ansonsten sehr zu lobenden Werk das System der Fußnoten: Werden manchmal weiterführende Hinweise auf die Literatur oder die Forschungslage gegeben (z. B. S. 168, Anm. 64), so fehlen an anderen Stellen wichtige Tipps; um nur ein Beispiel zu geben: Auf S. 26 wird die Gliederung des Reiches